

Yvonne Zitzmann • Die geteilte Schuld



Yvonne Zitzmann

# Die geteilte Schuld

Roman

btb



*Für Mama*



Über den Wolken  
Zwischen den Zeilen  
Kein Glück glänzt ewig  
Unter der Erde  
Hebe es auf!



## Prolog

Das Kind hält die Augen geschlossen, den Kopf schräg nach hinten überstreckt, der Kehlkopf ragt in die Höhe. So liegt es in der Tragetasche, keine Bewegung, kein Laut. Erst wenn man näher tritt und sich hinkniest, erkennt man die rosige Haut, das regelmäßige Heben und Senken des Brustkorbs. Sie schaut auf den Körper, ein großer Wurm, ein Bündel Leben, sie schaut genau hin. Zum letzten Mal wird sie es sehen.

Der Abend ist mild und windstill in diesem Herbst. Am Himmel hängen schwere Wolken, ihre Bäuche leuchten orange vom Licht der großen Stadt. Den Regen hat sie noch abgewartet, bevor sie das Auto nahm und die letzten Meter zu Fuß ging.

Hasenweg, Nummer 14. Die Treppe hat fünf Stufen, sie wählt die dritte, Drei ist eine gute Zahl, ihre Lieblingszahl, auf der zweiten und vierten Stufe klebt Dreck, die erste Stufe wäre zu dicht am Weg und schimmert regenfeucht. Ganz oben könnte man nach dem Öffnen der Tür über das Kind stolpern.

Das Kind schläft. Es sieht selig aus, wie es da liegt. Sie kann nicht anders, als die Hand auf seine Brust zu legen. Sie berührt die Karte, die sie mit einer Sicherheitsnadel an seiner Jacke befestigt hat, auf Höhe des Bauches, wo sie einmal miteinander verbunden waren. Auf der Vorderseite der Karte sieht man eine Waage, keine gewöhnliche Küchenwaage, sondern eine zweischalige Tafelwaage, reich verziert und mit Gewichten

davor. Auf der Rückseite der Karte stehen fünf Worte: *Pass gut auf ihn auf.*

Sie hat lange gebraucht, um diese fünf Wörter zu schreiben. Noch länger, um sie zu finden: vier Monate. Oder vielleicht sogar ihr halbes Leben lang?

Pass gut auf ihn auf. Zuerst hat sie überlegt, ob sie am Ende ein Ausrufezeichen setzen sollte. Aber das klänge zufordernd, die Leserin könnte Widerstand spüren. Aber forderte sie denn nicht? Will sie denn nicht, dass man auf ihn aufpassen wird, wenn sie es schon nicht kann?

Sie greift in ihre Jacke, ein Bleistift vom letzten Einkauf, sie zieht ihn heraus und schreibt das Ausrufezeichen. Sie zeichnet es, malt es kräftig und mehrmals nach.

Auf einmal beginnen die Lippen des Babys zu zucken, hat es Hunger?, träumt es? Schnell zieht sie die Hand zurück und steht auf. Sie erinnert sich, Fläschchen und Brust, beides hatte sie ihm gegeben, bis die Milch aus dem kleinen Mund wieder herausgelaufen kam. Es müsste also satt sein.

Es darf nicht zu früh aufwachen, denkt sie. Seine Ärmchen hält es angewinkelt, sie stecken in einem gelben Wolljäckchen, darunter ein Strampler, hellgrün. Die Jacke hat ihr die Hebamme zur Geburt geschenkt, den Strampler hat sie vom letzten Honorar gekauft. Über der Stirn schiebt sich Schorf unter dem weißen Mützchen hervor, er glänzt im Licht der Straßenlaterne. Die Flasche Babyöl stand vorhin noch auf dem Küchentisch, sie hat das Köpfchen damit eingerieben, bevor sie aus dem Haus gegangen ist. Danach hat sie die Flasche in den Müll geworfen wie alle Windeln, Nuckelflaschen, Schnuller, Decken, Plüschtiere. Die Wiege hat sie bereits vor einem Monat verschenkt, den Kinderwagen bis auf die Tragetasche gestern an die Straße gestellt.

Das Kind schläft. Sie überlegt, dann nimmt sie ein letztes Mal die Tasche und stellt sie dichter ans Geländer heran, vorsichtig, neun Kilogramm schmerzen in der Schulter. Jetzt liegt das Kind im Schatten, sein Gesicht ist ein dunkler Fleck. Auf seine Beine fällt das gelbe Licht der Laterne, aber das ist nicht mehr wichtig. Er soll nicht erwachen und nach ihr weinen, bevor sie weg ist, weit weg ist, denn sie kann das Weinen nicht hören, ohne dass Milch aus ihrer Brust läuft. Doch in dem schwarzen Kleid muss sie noch zur Arbeit. Es würde ihr erster Termin sein. Haben Sie Kinder? Nein, hatte sie gesagt. Ich habe keine Kinder.

Am Treppengeländer hängen zu Girlanden gebundene Blumen, Margeriten und rote Zinnien. Auf dem Fensterbrett steht ein Vogelhäuschen. Hinter der Scheibe sitzt eine weiße Katze mit aufgeplustertem Fell, sie dreht den Kopf nach ihr.

Psst!, sagt sie und legt den Finger an die Lippen, obwohl niemand sie hören kann. Wer hier wohnt, mag Blumen und Tiere und vielleicht auch Kinder. Das hat sie gedacht, als sie das Haus zum ersten Mal sah. Mehr noch: Hierher kommen nicht die Jugendlichen vom Park, auch der Bahnhof liegt weit genug entfernt, ebenso die Hauptstraße mit der rumpelnden Straßenbahn. Hier stehen die Häuser in einem Abstand zueinander. Saubere Straßen, gefegte Gehwege, die Hecken geschnitten. Sie hat alles genau beobachtet, wochenlang. Jeden Freitag ging sie auf der anderen Straßenseite spazieren, mit Hut und in der Abenddämmerung. Schon von Weitem suchte sie nach den Fenstern der Nummer 14, meistens waren sie beleuchtet, der Katzenrücken am Fenster unbewegt. War es hinter den Gardinen dunkel, wurde sie traurig. Dabei war sie ja gar nicht eingeladen.

Das Kind schläft. Sein Atem geht ruhig. Viel zu oft hat sie in

den vergangenen Monaten diesem Atmen gelauscht, versucht, zwischen den Pausen zu zählen, sie waren sehr kurz.

Das Kind schläft. Mehr als sieben Mal hat sie sich seinen Tod gewünscht, und immer hat sie bei diesem Gedanken geweint. Viel öfter hat sie sich ihren eigenen Tod gewünscht, dabei hat sie nicht geweint. Bald wusste sie nicht mehr, ob sie schon tot war oder noch lebendig.

Das Kind schläft. Selten hat es in den vergangenen Monaten geschrien und wenn, hatte es immer einen Grund gegeben, und am Abend schlief es schnell ein. Es ist ein Kind, wie es sich manche Eltern wünschen würden. Nur nach der Geburt hat es gar nicht mehr aufgehört zu schreien, es schrie, bis die Adern in seinen Augen platzten. Vielleicht wollte es sagen: Zu früh, ich bin noch nicht so weit, warum darf ich nicht noch ein bisschen länger im warmen Mutterleib bleiben? Aber jetzt, warum schreit es jetzt nicht? Ist es denn bereit für das, was sie jetzt mit ihm macht?

Das Kind schläft. Wie immer hat es vorhin die Flasche Milch getrunken und danach an ihrer Brust genuckelt, nicht mehr viel, sie spürt noch ein Stechen auf der linken Seite. Dann ist es eingeschlafen, und sie hat das Kind in die Tragetasche gelegt. Danach hat sie den Wagen genommen und ist langsam losgefahren, zuerst den Parkplatz hinunter und dann auf die breite Straße. Sie ist allen Gullydeckeln ausgewichen, jeder Welle im Asphalt. Hat im Radio klassische Musik angestellt.

Irgendwo gab es eine Babyklappe, wusste sie, und das nächste Krankenhaus lag nicht weit entfernt. Aber dorthin fuhr sie nicht, sondern gleich weiter durch die große Stadt, obwohl es in ihrem Kopf stürmte und schneite. Zwei Wörter, die sie nicht ausstehen konnte und die sie jetzt heimsuchten: *Mutter* und *Berlin*.

Sie weiß nicht, was sie denken soll. Ich hasse große Städte. Ich habe keine Mutter. Ich bin keine Mutter. Ich werde keine gute Mutter sein. Alles dreht sich.

Diese Wörter! Sie sind schuld daran, dass jetzt alles so schnell gehen muss. Sie will nicht mehr warten, bis das Kind sprechen kann, bis es Worte hätte, um mit ihr, von ihr, über sie zu reden. Es sollte keine Vorstellung von ihr haben. Es sollte nichts geben, was es vermissen könnte. Es sollte ihm besser gehen als ihr damals.

Ein letztes tiefes Einatmen, dann drückt sie auf die Klingel, obwohl ihr Zeigefinger krampft. In der ersten Etage leuchtet es schwach, nicht von der Decke, sondern vom Schreibtisch, sie ahnt, wo ein Tisch steht, rechts neben der Zimmertür, nicht weit entfernt könnte ein Bett oder Sofa ... Aber war das eben nicht ein Schlag? Rasch geht sie die Stufen nach unten, bei nahe fällt sie in diese Nacht, die kühl ist, aber nicht zu kühl für Anfang Dezember.

Sie läuft schnell. Unter ihren Füßen kein Laut, sie trägt Turnschuhe mit gedämpfter Sohle, auch daran hat sie gedacht. An der ersten Haltestelle wird sie vorbeigehen, auch an der zweiten, sie will weiter zum Bahnhof, dort steht das Auto, dort sind viele Menschen, man wird sich nicht an sie erinnern.

Wie lange wird sie sich noch an ihr Kind erinnern, an seinen süßlichen Geruch, an sein Glücksen beim Lachen, an die Spuckeläschen? Sie hätte gern gewusst, wie das Kind in zehn oder zwanzig Jahren aussuchen würde. Ob es immer noch ihre braunen Augen hätte. Die spitze Nase. Das Muttermal rechts am Hals, das auch an ihrem Hals als münzgroßer Fleck wächst und mit den Jahren immer größer wurde.

Was wächst noch mit der Zeit? Die Erinnerung? Angst? Die Schuld?

Sie könnte umdrehen und zurücklaufen, sie könnte die Tasche von der Treppe nehmen, als wäre nichts passiert. Noch ist es nicht zu spät. Vielleicht wurde die Tür noch nicht einmal geöffnet, vielleicht kam der Schlag vom Nachbarhaus oder einem umgestürzten Stuhl. Vielleicht war die Katze vom Fensterbrett gesprungen. Vielleicht war gar nichts passiert. Und falls sich in jenem Moment, in dem sie die Tasche ergriffe, die Tür öffnete, könnte sie sagen: Verzeihung, es ist anders, als es aussieht, wer legt schon sein Kind in der Nacht auf eine dunkle Treppe?, wissen Sie, das Kind, das habe ich nur kurz bei Ihnen abgelegt, weil – ich habe ein seltsames Geräusch gehört. Ich habe Atemnot bekommen. Herzschmerzen. Hätten Sie vielleicht ein Glas Wasser für mich?

Sie bleibt stehen, fasst sich an die Brust. Pfeifen und Gießen. Ihr Spray liegt zu Hause, zusammen mit dem Handy, ein Foto vom Kind hat sie nicht mehr, sie hat alles gelöscht. Sie hofft, dass sich auch der Kopf löscht mit der Zeit. Dass bis auf die kleine Narbe zwischen ihren Beinen nichts mehr daran erinnern wird, dass sie einmal eine Mutter gewesen ist.

Nun dreht sie sich doch um. Nun fließt doch Wasser über ihre Wangen, oder ist es der Regen, der wieder einsetzt?

Die Nacht schimmert rosinenschwarz, entvölkert liegt die Straße da. Irgendwo miaut eine Katze, vielleicht ist es die weiße aus der 14, dann wäre die Tür geöffnet worden. Dann wird irgendwo dort hinten gleich eine Frau aus dem Haus treten, verwundert, wer um diese Zeit bei ihr klingelt, sie fände ein Kind auf ihrer Treppe, grüner Strampler, gelbe Jacke und eine Brust, die sich viel zu schnell hebt und senkt im Schlaf. Die Frau wird die Karte lesen, spätestens beim Reintragen wird sie die Karte finden und lesen, vielleicht ist dies alles gerade in diesem Augenblick passiert.

Man kann alles verschieben, denkt sie und beschleunigt ihre Schritte, zieht sich die Kapuze tiefer ins Gesicht. Haut und Knochen kann man verschieben. Die Zeiger einer Uhr. Das Sterben kann man verschieben mit Ärzten und richtiger Medizin. Und das Leben sowieso. Vielleicht kann man auch die Schuld verschieben. Vielleicht kann ich mit meiner Schuld eine andere Schuld verschieben oder vergessen machen. Dann wäre alles wieder gut. Dann wäre die erste Schuld für immer gelöscht. Vielleicht kann man sich die Schuld auch teilen, denkt sie, ein Anfang wäre das.

Was mit ihrer Schuld geschähe, wer sie irgendwann löschte oder ob ein Teilen überhaupt möglich wäre, darüber will sie jetzt nicht nachdenken. Nicht jetzt. Sie muss zum Auto. Sie muss zur Arbeit. Sie ist keine Mutter mehr.



Über den Wolken



## 1977

Wenn sie im KB 160 saß und unter ihr sich die Häuser wie Spielzeugwürfel an den Straßen entlang stapelten, wenn der breite Fluss wie ein braunes Rinnsal durch die Landschaft tropfte und ihr Rücken mit dem Sitz eins wurde, war alles vergessen. Die Wohnung, die sie nicht bekam, sie lebte immer noch in ihrem schmalen Kinderzimmer, nicht größer als eine Abstellkammer, obwohl sie seit einem Jahr kein Kind mehr war. Sie vergaß den Ofen, der jeden Morgen kalt war, weil die Mutter in der Nacht wieder nicht nach Hause gekommen war und keine Kohle nachgelegt hatte. Sie vergaß die Schminke, die es nicht zu kaufen gab, dabei hätte sie so gern ihre Lider in Silber oder Grün angemalt wie Veronika Fischer auf den Plakaten, die an der Stadthalle klebten. Sie vergaß die Zeit, die sich zusammenkrümmte, wenn sie hier oben saß und mit niemandem sprach außer dem Wind und den Vögeln. Sie vergaß, welcher Wochentag war, und manchmal vergaß sie auch sich selbst.

Sie nahm die Hände vom Schaltpult und lehnte sich zurück. Sie träumte von einem Himmel, der nicht enden wollte, mit offenen Augen träumte sie, an ihren Armen wuchsen Flügel, sie flog hoch und höher, vorbei an Kirchtürmen und dem Fichtelberg, durch alle Luftsichten hindurch, bis die Kälte an ihrer Haut riss und die Fingerspitzen gegen den Rand

einer gläsernen Kugel stießen. Doch es war kein durchsichtiges Glas, sondern Milchglas, sie konnte nicht auf die andere Seite schauen, konnte nur sehen, dass es dort hell war, leuchtend hell, viel lichter als dort, woher sie gekommen war. Dann kniff sie die Augen zusammen, dachte aber nicht daran, sich umzudrehen und zurückzufliegen in die Dunkelheit. Jedes Mal, wenn sie hier oben saß und es gerade nichts zu tun gab, träumte sie den gleichen Traum.

Einmal musste jemand zu ihr nach oben klettern, Matze war es wohl gewesen, er hatte die Einstiegsluke geöffnet und gefragt: Geht's dir gut, Tina? Es wird dunkel, deine Schicht ist vorbei, geh nach Hause. Dann entschuldigte sie sich, zog den Schlüssel ab, nahm ihre Jacke und kletterte nach unten.

Ja, es ging ihr gut. Die Schule hatte sie mit zwei bestanden, danach hatte sie beim VEB Betonwerk gelernt, und sie spielte zweimal in der Woche Volleyball. An den Wochenenden fuhr sie mit dem Fahrrad zum Helenesee, um sich zu sonnen und ein paar Bahnen zu ziehen. Gleich daneben, verbunden durch einen Kanal, lag der kleinere Katjasee, aber in ihm schwamm sie nicht, denn die Leute sagten, er sei voller Schlingpflanzen, und wenn man sich einmal in ihnen verfinge, gäbe es kein Entkommen mehr. Und tatsächlich, sah sie das Wasser, erschien es ihr viel dunkler als das von der Helene, obwohl das nicht sein konnte, denn beide Seen waren ein Überbleibsel vom Braunkohletagebau und 60 Meter tief. Vielleicht lag es auch an den dicht bewachsenen Ufern, an manchen Stellen reichte der Wald bis ans Wasser heran.

Während sie die Sommer draußen verbrachte, half sie im Winter an den Samstagen der Mutter in der Großküche des Halbleiterwerks, schälte Kartoffeln und spülte das Geschirr, später fuhr sie mit dem Fahrrad zum Club, um sich mit den

Freundinnen zu treffen: Beate aus der Schule und Ursel, die sie im Betrieb kennengelernt hatte.

Der Kran schaukelte. Es lag nicht am Wind, der blies heute kaum, sondern an der großen Last. Sechs Tonnen, sie hielt den Hebel fest. Es ruckelte. Die Laufkatze surrte über den Ausleger.

Eine echte Katze würde sie sich holen, sobald sie eine eigene Wohnung hätte. Eine schwarze mit weißem Lätzchen. Doch die Wohnung gab es nur für Verheiratete, und sie hatte noch nicht einmal einen Freund. Auch keinen Vater, aber das war eine andere Geschichte, an die sie selten dachte, erst recht nicht, wenn sie oben im Kran saß und Wolken pflückte. Eine Wolke für die Liebe, die noch kommen würde, eine Wolke für die immermüde Mutter, eine Wolke für Ursel, damit sie endlich wieder gesund wurde, seit zwei Wochen lag sie schon mit Pfeifferschem Drüsenfieber im Bett.

Heute gab es keine Wunschwolken, der Himmel war grau und viel zu hoch zum Greifen, kein Kristallwetter. Trotzdem fand sie es oben immer noch besser als unten, hier konnte sie die Welt ordnen, ein kleiner Spielzeugbaukasten. Und sie baute ein ganzes Stadtviertel neu.

Mehr als 30 Meter, so hoch war das Führerhäuschen im Kran, ihr Führerhäuschen. Hier war sie zu Hause. Keine zwei Quadratmeter, aber alles gehörte ihr. Hebel, Knöpfe, Schalter, ein Sessel und Fenster in alle Himmelsrichtungen. Das Kissen mit Häkelbezug hatte sie von zu Hause mitgebracht, da immer öfter das Kreuz schmerzte vom langen Sitzen.

Mir gehört der Himmel, dachte sie. Der Himmel und die Wolken und die Luft und die Sonne, die manchmal so stark blendete, dass sie die Jalousien schließen musste. Morgens, wenn sie über dem Nachbarland aufging, dann kletterte Mar-

tina mit ihr um die Wette. Doch wenn sie oben ankam, leuchtete es bereits orange durch die Scheiben.

Heute musste sie Betonplatten am Fundament platzieren für ein Hochhaus im Spartakusring, die ersten Blöcke standen bereits. Sechs Meter mal zwei Meter achtzig, so groß war eine Wand, sie baumelte an zwei Haken. Auf der Etage warteten die Kollegen, und sobald sie die Platte ablegte, würden sie auf die Decke steigen, um die Bewehrung zu verschweißen.

Am Anfang hatte sie sich kaum vorstellen können, dass der Kran diese riesigen Platten aushielte, dass er nicht umkippte, *Mädchen, wenn de dir nich traust, dann lass mir det machen*, hatte einer gerufen, aber sie hatte sich getraut, und seitdem sagte niemand mehr was, wenn sie kurz vor der Treppe stehen blieb, mit einer Hand den Helm fester auf den Kopf drückte, mit der anderen den Beutel mit der Thermoskanne und Brot-dose hielt, den Kopf in den Nacken legte, den Blick nach oben. Ob sie die Leiter irgendwann in drei Minuten schaffte?

Sie wusste genau, wann und wohin sie ein Bauteil ablegen sollte, der Lautsprecher sagte es ihr. Dann nahm sie den Schaltebel, drückte ihn nach unten und ließ ihn langsam wieder kommen. Das Rütteln machte ihr nichts aus, sie war nicht höhenkrank. Sobald eine Platte stand, sprühten die gleißenden Funken.

Vielleicht bau ich gerade meine Wohnung, dachte sie, und dann träumte sie von hellblauen Fliesen und einer Badewanne, von einer Küche mit Gasherd, von einer Wärme aus der Wand. Sie träumte von einem Balkon oder einer Loggia in der obersten Etage, vielleicht noch in der vierten, aber auf keinen Fall weiter unten, denn vom Balkon aus wollte sie das Meer sehen, das vier Autostunden entfernt lag und an dem sie erst einmal gewesen war: zur Abschlussfahrt ihrer Polytechnischen Oberschule.

Neben dem Schalthebel klemmte die blecherne Dose mit den vier Stullen, zweimal Leberwurst und zweimal Harzer Roller, und dem geschnittenen Apfel. Daneben stand die kleine Kanne mit Fencheltee, aus der sie nur selten trank, damit die Blase nicht drückte. Allein zum Abstieg brauchte sie sieben Minuten, zum Aufstieg fünf. So lange dauerte keine Pause.

Der Ausblick vom Turmdrehkran war herrlich. Einmal hatten die Wolken so tief gehangen, sie hätte nach ihnen greifen können. Manchmal umkreisten sie Stare und Schwalben, einmal war eine an ihrem Fenster gelandet und hatte hineingeblickt, als wollte sie ihr sagen: Hey, was machst du in meiner Welt? Sie war aufgestanden, um ihr ein Stück vom Brot zu geben, aber da war sie schon wieder davongeflogen.

Seit Wochen stand sie hier an diesem Platz. Anfang November war die Kälte gekommen, zum Glück noch ohne Schnee, doch jeden Morgen musste sie den Reif von den Scheiben kratzen, nicht nur ein kleines Guckloch, sondern alle Fenster.

Von hier oben sah sie sehr weit. Sie sah den Fluss, die Wiesen und den Oderturm, an dem sie gern mitgearbeitet hätte, aber damals war sie noch zur Schule gegangen. In der Ferne schob sich die Spitze der Heilig-Kreuz-Kirche aus dem Dunst. Waren keine Wolken da, stand das vier Meter hohe Kreuz in der Abendsonne, es leuchtete nicht mehr, seine Verzierungen müssten restauriert werden, doch dafür fehlte das Geld. Solange sie uns noch die Luft über die Grenze lassen, dachte sie und atmete tief ein.

Unten ruderte Matze mit den Armen, wahrscheinlich sollte sie die Umlenkrolle mehr nach vorn schieben. Aber der Lautsprecher schwieg. Also machte sie nichts.

Das Warten kannte sie. Dann lauschte sie, wie der Wind zwischen den Scheiben pfiff, bei einer hatte sich die Gummi-

dichtung gelöst, nur ein bisschen, aber es reichte für eine kleine Windmelodie. Sie summte mit. Allein war sie hier oben nie.

Manchmal hatte sie rausgewollt aus diesem Land, aus der Brüderlichkeit, die immer über allem stand. Aber sie mochte die Sprache, *menja sawut* und *Druschba*, klang das nicht schön, klang es nicht wirklich wie eine Umarmung, tiefe Freundschaft empfand sie bereits mit der Sprache, und dann wäre das andere doch ein Kinderspiel, oder? Vielleicht hatte man ihr deshalb den Kran gegeben. Damit sie mal vom Boden wegkam, damit sie nicht länger über Sinn und Sprache nachdachte, denn oben in ihrer Kabine gab es niemanden, mit dem sie sprechen konnte. Nun war sie nach oben rausgekommen und fand: Diese kleine Welt da unten, die musste doch zu ertragen sein, mit welchen Worten auch immer. Und tatsächlich ertrug sich alles leichter, wenn sie den ganzen Tag in den Lüften war und abends erschöpft die vielen Metallstufen wieder nach unten kletterte.

Während andere sagten, wie es drüben gewesen war, wie es drüben sein könnte, sagte sie: *Droben* ist es auch nicht anders als unten, nur kleiner.

Jetzt sprang Matze im Dreieck, mit beiden Händen zeigte er auf die gestapelten Platten. Sie konnte seine Stimme nicht hören, sah aber seinen aufgerissenen Mund und die wild rundernden Arme.

»Zieh rüü-ber, Tina, nach li-links! Li-links!« Sie kannte ihn seit zwei Jahren, sie wusste, wenn er aufgeregt oder wütend war, dehnte er die Vokale. Matze war oft wütend.

Während sie ihm zuwinkte, was hatte er immer nur, sie war doch nicht auf den Kopf gefallen, konnte rechts und links unterscheiden, drehte sie den Steuerknüppel, und der Kran schwenkte. Matze hörte auf zu winken.

Wenn sie mal allein auf der Baustelle wäre, würde sie ausprobieren, wie schnell der Kran sich im Kreis drehte. Schwindelig würde ihr nicht werden, dies geschah nicht mal auf der Achterbahn im Plänterwald.

Doch allein war sie nie, und Matze hatte seine Augen sowieso immer bei ihr. Jetzt stand neben ihm noch ein anderer Mann, den sie nicht kannte. Sein Haar war schwarz, er trug es länger als die anderen hier. Dazu einen Bart und auf dem Rücken eine Instrumententasche, wahrscheinlich eine Gitarre. Mehr konnte sie auf die Entfernung nicht erkennen. Doch wie er dort stand, breitbeinig und mit hochgekrempelten Ärmeln, das gefiel ihr sofort.

Bestimmt war er als Aushilfe für zwei erkrankte Schweizer gekommen, aber warum hatte sie ihn noch nie zuvor gesehen? Stammte er überhaupt aus dem Bezirk Frankfurt?

Ich heiße Mischa. Mehr sagte er nicht, als sie nach unten gestiegen kam und von der vorletzten Sprosse absprang. Keinen Nachnamen? Mischa schüttelte den Kopf. Jemand wie er habe keine Heimat und keinen Nachnamen. Und sie?

Martina, sagte sie. Martina Seiffert. Ich bin hier geboren.

So werde ich dich niemals nennen, sagte er und ging mit ihr zu den anderen in die Baracke. Vielleicht Tina oder Ina. Aber am besten passte *kleine Schwalbe*, oder habe sie etwas dagegen?

Da lachte sie und merkte, wie es auf einmal ganz warm in ihrem Bauch wurde.

Als sie sich später bei der Versammlung neben ihn stellte, war das Erste, was ihr einfiel: Wildschopf. Sein krauses Haar schlängelte sich über die Stirn und Schläfen, wellte sich im

Rücken, handlang. Auch seine Arme waren dicht behaart. Neben ihm lag das ausgepackte Instrument, es war keine Gitarre, sondern viel runder, graues Fell war über dem Klangkörper gespannt. Banjo, sagte er, als er ihren Blick bemerkte. Man spiele es im Süden Amerikas, afrikanische Sklaven hätten es einst mitgebracht. Als er in Tansania gewesen war, habe es ihm einer geschenkt, dafür habe er mit ihm Deutsch üben müssen.

Sie wollte wissen, ob er aus Afrika komme. Die schwarzen Haare, die dunkle Haut, es könne ja sein.

Jetzt lachte er. Nein, er war nur für ein paar Wochen mit seiner Brigade dort gewesen, um am Aufbau eines Viertels in Sansibar-Stadt mitzuwirken. *Michenzani*. Dieses Wort stehe für Freundschaft und für Mut, wurde doch jedes Land, welches die DDR als völkerrechtlichen Staat anerkannte, von der BRD bestraft. Während er sprach, konnte sie nicht aufhören, auf seinen Mund zu schauen, was er alles wusste, auf die kräftigen Hände, was sie alles trugen. Auch sie?

Jede Betonplatte hatte mit dem Schiff durch den Indischen Ozean transportiert werden müssen. Er griff sich durchs Haar, als stünde er auf einer Reling und hielte Ausschau nach dem nächsten Land.

»In Afrika gibt's Plattenbauten?« Das habe sie nicht gewusst, vielleicht könnte sie auch einmal ...

Psst! Jemand drehte sich um, sie sollten leise sein oder nach draußen gehen, wenn der Fortschritt sie nicht interessierte.

»Entschuldigung«, sagte Mischa.

Für ein paar Minuten schauten sie wieder nach vorn, wo der Oberbauleiter versprach, dass es bald genügend Wohnungen für alle geben würde. Mit Großplatten könnten ganze Kontinente innerhalb kürzester Zeit bebaut werden, wenn sie

Glück hatten, bekämen sie noch eine Schwimmhalle dazu, aber auf jeden Fall Kindergärten und Kaufhallen. Alle klatschten. Mischa klatschte mit und blickte zu ihr nach unten, als erwartete er das Gleiche. Also klatschte sie auch, dabei hörte sie gar nicht richtig zu. Sie sah nur ihn.

Die dunkle Haut habe er von der Sonne, flüsterte er, die schwarzen Haare von seiner Mutter. Kubanerin sei sie gewesen, der Vater habe sie auf einer seiner Diplomatenreisen kennengelernt und kurz darauf nach Berlin fliegen lassen.

Psst! Jetzt reicht es aber!

Sie sah, wie er sich bückte und das Banjo in die Tasche steckte, den Reißverschluss schloss, mit den Händen über den Stoff strich. Dann nahm er in eine Hand das Instrument, an die andere Hand nahm er sie. Sie fragte nichts, ließ sich führen von dieser großen, warmen Hand, ob jemand sich nach ihnen umdrehte, ob jemand den Kopf schüttelte, weil sie gleich am ersten Tag mit einem Fremden mitgegangen war, sie wusste es nicht, es war ihr egal, niemals zuvor hatte eine Männerhand sie angefasst, auch beim Schulsport und beim Volleyball waren es immer Frauen gewesen, die sie an der Schulter oder am Becken berührt hatten. Die Wärme floss jetzt vom Bauch durch ihren ganzen Körper, und dies alles an einem grauen Tag ohne Wunschwolken.

Sie verließen den Raum und liefen den Sandweg hinunter auf die geteerte Straße. Sie hätten die Straßenbahn nehmen können, aber sie wollte durch den Abend laufen. Sie wollte keinen Grund haben, damit er ihre Hand losließ, und wenn sie erst einen Fahrschein kaufen und in die Bahn hätten einsteigen müssen, wäre es möglich gewesen, dass sich ihre Finger verlieren würden.

Sie gingen schnell und sprachen kaum, gingen durch die

Altstadt vorbei am Bahnhof und am Lichtspielhaus hinunter bis zur Oder. Auf der anderen Uferseite blinzelte Słubice mit seinen spärlichen Lichtern.

Sie blieben am Fluss stehen, lehnten sich über das Geländer, er hielt immer noch ihre Hand. Während sie über das schwarze Wasser schauten, begann er von seiner Arbeit als Trassnik zu erzählen. Seit zwei Jahren war er an der Druschba, zuerst bei Kremenschuk und jetzt in der Nähe von Nemyriw, im Winter ließen sie ohne Unterbrechung von allen Fahrzeugen die Motoren laufen, da sie bei minus 40 Grad sonst nicht mehr anspringen würden. Dass er über Weihnachten nach Hause durfte, war lange Zeit nicht klar gewesen, sie hingen mit ihrem Bauabschnitt hinterher, nicht weil sie nicht fleißig waren, sondern weil immer etwas fehlte. Werkzeug, Rohre, auch Lebensmittel. Man dürfe nicht vergessen, es handle sich um ein Jahrtausendprojekt. Sie bauten nicht nur die Leitung über Tausende von Kilometern, sondern auch Häuser und Schulen für die Bewohner dort. Nun sei er seit drei Tagen wieder hier, doch ihm fehle die Einfachheit, das Nichtvorhandensein vieler Dinge, von denen er geglaubt hatte, sie zum Leben zu brauchen, ja, der Mangel könne einem tatsächlich fehlen, wenn man über längere Zeit nichts anderes gewohnt sei.

»Also gehst du wieder weg?« Zwischen ihren Händen geriet der Fluss ins Stocken, sie griff fester zu, ein wenig nur, damit er nicht dachte, sie würde klammern.

Nein, so würde er es nicht nennen. Seine Hand drückte zurück, und in diesem Moment kam das Fieber in sie.

Es sei kein Fortgehen, sondern ein Hineingehen in ein unbeflecktes, splitternacktes Tal. Deshalb wolle er so schnell wie möglich wieder zurück, wolle dabei sein, bis das Gas von hier

nach da fließe, wann habe er sonst die Möglichkeit, beides zu tun – zu helfen und hier rauszukommen?

Sie nickte. Rauskommen wollte sie auch. Nach der Lehre hatte sie überlegt, ebenfalls zur Trasse zu gehen, im Betrieb sei einer gewesen, der dafür geworben habe, kurz habe sie darüber nachgedacht, aber sie habe die Mutter nicht allein lassen wollen. Außerdem sei sie nicht sicher gewesen, ob sie klarkomme, sie fürchte sich nicht vor der Fremde, vor Mangel oder Einsamkeit, aber vor der Kälte. Warum? Weil meine Haut dann Blasen schlägt.

Er legte seinen Arm um sie. Ist dir noch kalt? Vielleicht ein bisschen.

Und jetzt? Er wartete nicht auf ihre Antwort, sondern schulterte sein Banjo, stellte sich in ihren Rücken und umarmte sie fest mit beiden Armen.

Eigentlich wollte er über die Feiertage ein paar neue Lieder schreiben, sprach er dicht an ihrem Ohr, mit seiner Stimme wärmte er sie noch mehr als mit seinen Händen, auch seine Band hatte ungeduldig auf seine Rückkehr gewartet, damit sie wieder proben und durch die Städte touren konnten, schon allein deshalb müsse er aus der Sowjetunion zurückkehren, denn es gebe für ihn nichts Schöneres, als auf einer Bühne zu stehen und die Töne zu spüren, wie sie langsam vom Hals in seinen Mund aufstiegen. In diesem Jahr hatten sie Karat an die Trasse geholt, und zum Schluss spielten sie in Hajssyn, dort habe er sie getroffen und nach dem Konzert mit dem Sänger über seine eigene Band gesprochen. Mach weiter, habe Dreilich zu ihm gesagt, als er ihm seine besten Verse vorgesungen hatte, mach unbedingt weiter!

»Wir haben so laut mitgesungen, das muss man bis Moskau und Berlin gehört haben.«

»Ich habe nichts gehört«, sagte sie.

»Karat durfte im Juni sogar in der Hasenheide auftreten.  
Da will ich auch hin. Und kennst du Krug und Biermann?«

Mit Musik kannte sie sich nicht aus, aber das sagte sie ihm nicht.

»Aber ich will nicht rüber«, sagte er, »ich will es hier schaffen und auf unseren Bühnen stehen.«

»Singst du den anderen manchmal was vor?«

»Wenn einer Heimweh hat, ja.«

»Passiert das oft?«

»Ständig.«

»Kannst du mir auch was vorsingen?«

»Hast du auch Heimweh?«

»Vielleicht.«

Er trat von ihr zurück. Dann solle sie mit zu ihm kommen, in seiner Wohnung habe er seine Gitarre und ein paar neue Texte, niemandem habe er sie bislang vorgespielt, auch seiner Band nicht, die er erst am zweiten Weihnachtstag treffen würde, und wenn sie aus dem Keller noch Kohle holten und einheizten, hätten sie es schnell warm.

Die letzten Meter bis zu seiner Wohnung rannten sie. Keine Menschenseele war auf der Straße, keine Kälte im Dezember. Keine 500 Meter entfernt von ihrer Mutter würde sie ihre erste Nacht mit einem Mann verbringen. Wo war er all die Jahre gewesen? Warum waren sie sich früher nie begegnet?

Beim Kohleschaufeln erzählte er, dass er Matze am Bahnhof getroffen habe, er habe ihm vom Schweißer berichtet, den sie dringend bräuchten, einen, dem sie nichts mehr erklären müssten, der sich auskannte mit Elektroden und Nähten.

Da habe er nicht Nein sagen können. Überhaupt falle es ihm leichter, Ja zu sagen als Nein. Ja, ich glaube an den Sozia-

lismus. Ja, ich möchte an die Trasse. Ja, ich möchte singen und nichts weiter. Seine kleine Wohnung in der Hauptstraße habe er auch behalten, obwohl ein junges Paar ihm ein halbes Vermögen dafür angeboten hatte. Die Frau war im sechsten Monat gewesen, aber vielleicht wollte er auch einmal eine Familie gründen? Ja, ich will. Während er in der Sowjetunion gewesen war, hatte sich ein Freund um die Wohnung und die Pflanzen gekümmert.

Welche Pflanzen? Sie hatte keine sehen können, als sie eben die Sachen bei ihm abgelegt hatten.

Na ja, der Freund habe sich nicht gut gekümmert, das könne er viel besser.

Sich um Pflanzen kümmern?

Da küsst er sie zwischen Ja und Kohlestaub. Seine Lippen schmeckten rau und fürsorglich; wie lange es wohl dauert, dachte sie, bis die Landschaft in einen Menschen kriechen kann?

Lachend trugen sie die Kohle vom Keller nach oben und heizten den Ofen. Sie lehnte sich an die schnell warm werden Kacheln und schaute sich um.

Mischa schloss die Eisenluke und fegte den Boden vor dem Ofen. Die Wohnung habe er von seinem Vater übernommen, nachdem er vor fünf Jahren in einen ungesicherten Fahrstuhlschacht gestürzt und sich das Genick gebrochen hatte.

»Dein Vater arbeitete auch auf dem Bau?«

»In der Sewanstraße, direkt am Tierpark. Es war einer der Ersten, die in Berlin die Platte hochgezogen haben. Beim Bauen konnte er die Löwen brüllen hören.«

»Und wo ist deine Mutter?«

»Herzversagen, sie starb bei meiner Geburt.« Und nach einer kurzen Pause, so kurz, dass sie nichts sagen konnte: